

Vicki Pettersson

HETZJAGD

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Alexandra Baisch

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Swerve« bei Gallery Books, New York, NY.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe August 2016
Knaur Taschenbuch
© 2015 by Vicki Pettersson
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Rekha Garton / Arcangel Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51790-1

2 4 5 3 1

*Für Kristine Perchetti,
die mich sowohl ihren Namen als auch ihr
Aussehen und ihre Stärke borgen ließ.*

Du bist in so vielerlei Hinsicht meine Heldin.

Wenn ich diesen Eid erfülle und nicht breche, so sei mir beschieden, in meinem Leben und in meiner Kunst voranzukommen, indem ich Ansehen bei allen Menschen für alle Zeit gewinne; wenn ich ihn aber übertrete und breche, so geschehe mir das Gegenteil.

Eid des Hippokrates

***Geister vor uns,
Geister hinter uns***

Das Gebäude macht nicht gerade einen bedrohlichen Eindruck, nicht vom Highway aus. Sofern das auf Toilettenhäuschen zutrifft, könnte man es sogar als einen willkommenen Anblick bezeichnen. Es erinnert an einen Sumo-Ringer, so massiv und breit, wie es ist, seine Backsteine sind braun glänzend lackiert, passen sich dem trockenen Wüstenland an. Da es an der Interstate 15 liegt, müsste es außerdem relativ sauber sein. Immerhin ist das die verkehrsreichste Autobahn im Westen; eine anspruchslose, gerade Strecke, die den künstlichen Glitzer des Las Vegas Valley mit dem natürlichen Gold von Kaliforniens sanften Hügeln verbindet. Wie sollte ich angesichts all dessen also ahnen, dass ich in knapp zehn Minuten aus diesem gedrungenen, staubigen Gebäude fliehen würde?

Dass ich blutüberströmt und schreiend davonrennen würde? Wir haben den dritten Juli, und die Sonne brennt herunter wie eine Wärmelampe ohne Ausschaltknopf, die geteerte Straße gleicht einer gusseisernen Pfanne, und alles Lebendige, was dazwischengerät, ist nichts anderes als ein Stück Fleisch, das bei hohen Temperaturen gegrillt wird. Ich hatte versucht, Daniel all das begrifflich zu machen. Dieser Abschnitt tiefstes Wüstenland ist mir ebenso vertraut wie sein Profil und die rissige Oberfläche der Mojave-Wüste ebenso geläufig wie der dunkle Leberfleck neben seiner rechten Augenbraue – seine einzige Unvollkommenheit und eine, die ich liebe.

Damit sich meine Zwölf-Stunden-Schicht im Krankenhaus und unser rechtzeitiges Eintreffen zum Abendessen um sieben Uhr am Lake Arrowhead, Daniels Kindheitszuhaus, vereinbaren ließen, mussten wir aber leider um vier Uhr nachmittags mit Höchstgeschwindigkeit durch die Wüste rasen. Cocktails und Häppchen würden auf der nach Osten führenden Terrasse serviert, um Punkt sieben Uhr.

Ich weiß, okay!

Wenigstens ist es noch hell genug, um in diesem stickigen Betonklotz von Toilettenhäuschen etwas zu sehen. Durch den offenen, gemauerten Eingang wird genug Licht nach innen fallen, dass ich mich rasch umziehen kann. Im Auto habe ich nämlich bereits ein ziemliches Chaos verursacht, auch wenn es schlimmer sein könnte.

Es *wird* noch schlimmer kommen.

* * *

»Entschuldige«, hatte ich vor fünf Minuten zu Daniel gesagt, als wir an einem liegengebliebenen Toyota ohne Insassen vorbeirasteten, der mit geöffneten Fenstern dastand, als würde er in der Hitze nach Luft schnappen. Es war jetzt schon das dritte verlassene Fahrzeug, seit wir Vegas hinter uns gelassen hatten, und wir zählten sie bereits, schlossen Wetten ab, wie viele wir wohl noch sehen würden, bis wir zu den Bergen kamen. Daniel ist ein ewiger Optimist, also war ich am Gewinnen. Kaum war ein verlassenes Auto im Rückspiegel verschwunden, da tauchte auch schon das nächste im gleißenden Hitzeschleier vor uns auf.

Geister vor uns, Geister hinter uns.

Im Gegensatz dazu bestimmte Daniels makelloser BMW das

Tempo für den dahinfließenden Verkehr, rollte mit ruhiger, leiser Präzision vorwärts. Daniel achtete darauf, dass er von unten geölt, von außen poliert und im Inneren frei von Müll gehalten wurde. Allem, was er besaß oder in die Hand nahm, widmete er sich mit derselben Aufmerksamkeit, wenngleich er nicht damit prahlte wie ein paar der anderen Ärzte. Er war zu jung für eine Midlifecrisis, aber zu alt für kindische Unsicherheiten, die ihn dazu anstacheln könnten, sich mit seinem gesellschaftlichen Ansehen zu brüsten, er hatte es nicht nötig, seinen Wert unter Beweis zu stellen. Um ganz ehrlich zu sein, ich hatte noch nie jemanden getroffen, der sich in der eigenen Haut so wohl fühlte.

Nein, Daniel hielt es einfach für richtig, von vornherein in qualitativ hochwertige Gegenstände zu investieren, sowohl was Leistung als auch was Ästhetik betraf, und hegte und pflegte sie dann. Da er Anfang des Sommers um meine Hand angehalten hatte, war ich nun ungefragt ebenfalls Teil dieser persönlichen, unausgesprochenen Philosophie geworden. Deshalb war der Eiskaffee, den ich soeben über die Luxus-Lederkonsole verschüttet hatte, noch viel ärgerlicher.

»Das sollte dir leidtun«, sagte Daniel schließlich, und ich drehte mich erschrocken zu ihm um und musterte ihn eingehend. Seine Augen waren auf die Straße gerichtet, doch seine Mundwinkel umspielte ein leicht schiefes Grinsen, genau jenes, das aus dem Nichts auftauchte und mich jedes Mal überwältigte. »Du lenkst mich nämlich schrecklich ab.«

Er hatte gut reden, dachte ich, und musste dann ebenfalls grinsen. Wenn ein Mann jemals fürs Ablenken erschaffen wurde, dann er. Deshalb hatte ich ja überhaupt erst den vollen Kaffeebecher aus der Mittelkonsole genommen und in der Hand behalten, so dass ich mich zu seiner ausgestreckten

Hand lehnen konnte, mit der er mir die Haare zurückstrich. Und genau deshalb hatte ich, trotz meiner Anspannung nach der langen Arbeitswoche, während der Fahrt durch die Wüste und selbst dem, was mich danach erwartete, die Augen geschlossen und den Kopf in seine Handfläche geschmiegt. Genau deshalb hatte ich, als er mich sanft auf die Stirn küsste, mit den Fingerspitzen über die außergewöhnlich zarte Innenseite seines Unterarms gestrichen und völlig zufrieden geseufzt.

Er schnappte nach Luft, ehe er das Lenkrad herumriss.

Das Auto brach aus, die Reifen quietschten in dem Versuch, die Fahrtrichtung zu korrigieren, doch Daniel übersteuerte, und die Luxuskarosse drehte sich weiter über die Straße. Rauch und der Gestank nach verbranntem Gummi drangen durchs Gebläse ins Wageninnere, verwandelten meinen Schrei in ein abwehrendes Husten. Der hauchdünne Deckel löste sich vom Becher, Kaffee spritzte über die Sitze, das Armaturenbrett, meine OP-Klamotten, und ich versuchte wild fuchtelnd, den Türgriff zu fassen zu bekommen. Während sich die Wüste um mich herum drehte, blitzte ein Bild von Abby vor mir auf – im Alter von neun Jahren, schlaksig, sommersprossig und mit Zahnlücke.

Wer würde ihr beruhigend über Arme und Beine streicheln, wenn sie nachts Gliederschmerzen bekam?

Wer würde ihr handgeschriebene Zettelchen in die Dose mit dem Pausenbrot packen?

Wer, konnte ich mich gerade noch fragen, wäre dann ihre Mutter?

Doch da waren wir auch schon auf dem Kiesstreifen am Straßenrand holperig zum Stehen gekommen und schauten praktischerweise zur kalifornischen Grenze. Ich wimmerte,

drehte mich aber irgendwann zu Daniel. Sein Atem ging keuchend, war lauter als das Gebläse, und als er mich anschaute, waren seine Augen weit aufgerissen. Doch keine einzige Strähne seines dunklen Haares war verrutscht.

»Scheiße«, stieß er hervor.

»Alles okay bei dir?«, fragte ich.

»Ja. Und bei dir?«

Mein Nicken war eher ein verräterisches Zucken. »Abbys Leben ist gerade vor meinem inneren Auge abgelaufen.«

»Nicht dein eigenes?«

Ich hätte ihm gern gesagt, dass es so nicht funktionierte. Ich war eine Mutter. Es *gab* kein Leben ohne Abby. Doch ich seufzte einfach nur laut und schüttelte den Kopf.

Daniel holte eine Kleenexbox vom Rücksitz. »Tut mir leid, was anderes haben wir nicht.« Er reichte sie mir mit einem ziemlich bemühten Lächeln. Also doch nicht ganz unerschütterlich angesichts einer Katastrophe.

»Es tut mir leid.« Das war völlig untertrieben. Ich war regelrecht erschüttert. So, wie er dieses Auto pflegte, wie sorgfältig er mit seinen Sachen umging. Er war ganz anders aufgewachsen als ich, bei mir sorgte man sich um nichts, und alles war entbehrlich. Das vergaß ich nie ... und Daniel wusste das.

»Hey«, sagte er, bekam einen ganz weichen Blick, »ich lasse das in Ordnung bringen, okay? Kein großes Ding.«

»Ich will mich nur schnell umziehen«, sagte ich, und es tropfte von meinen Händen, als ich zur Tür griff. »Wir nehmen meine OP-Klamotten, um das alles hier ein wenig sauber zu machen.«

»Kommt nicht in Frage. Nicht einfach hier am Straßenrand.« Daniel hielt mich am Arm zurück. »Das ist viel zu gefährlich.«

Seine Berührung erdete mich ... und zum ersten Mal konnte ich wieder richtig tief einatmen. Ich sagte mir, alles sei in Ordnung. Abby war wohlbehalten mit Maria in Vegas, und uns war weiter auch nichts passiert ... selbst wenn wir ab jetzt mit einem klebrigen Armaturenbrett durch dieses überdimensionale Katzenklo voller Chaparral-Gestrüpp fahren und in unserem ohnehin sehr engen Zeitplan auch noch einen Umweg einplanen mussten.

Also rieb ich die Hände an meinen OP-Sachen ab, während Daniel zum Einfädeln auf eine Lücke im Verkehr wartete.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte er, beschleunigte und wies mit einem Nicken zu der vor uns liegenden Ausfahrt. »Wir hätten ohnehin mal anhalten müssen, ehe wir nach Lake Arrowhead kommen.«

Ja. Völlig undenkbar, sich einfach in dreckiger OP-Kleidung auf dem abschüssigen Rasen des zum Alten Geld gehörenden Hawthorne-Anwesens unter die Elite vom See zu mischen, *Liiiebling*.

Ich sagte das nicht laut, zog einfach nur mein nasses T-Shirt vom Körper weg und zitterte im kalten Luftzug der Klimaanlage. Wir fuhren an einem weiteren verlassenen Auto vorbei, einem weißen Van, der hilflos am abschüssigen Randstreifen des Highways hing, und fuhren dann vom Highway herunter.

»Da ist gesperrt«, sagte ich, als ein orangefarbenes Umleitungsschild vor uns auftauchte. Der Parkplatz des Rastplatzes wurde neu betoniert, und das einzige andere Fahrzeug in der Nähe war ein orangefarbener staubiger Kleintransporter, der halb versteckt hinter einem metallenen Müllcontainer voller Bauschutt stand.

»Das sehe ich.« Aber dieses Mal ließ Daniel das Steuerrad

gekonnt von links nach rechts kreisen. »Ich bin nämlich derjenige, der hier so geschickt um die Verkehrskegel herumkurvt.«

»Du toller Hecht, du!«

Er lächelte, stellte den BMW quer über die ersten beiden Parkplätze ab, die keine gelbe Markierung mehr hatten. Ich schaute über den leeren, ausgedörrten Parkplatz zu dem hässlichen braunen Gebäude, hinter dem vor sich hin vegetierendes Gebüsch und verkrustete Erde zu sehen war. Seufzend griff ich nach meiner Tasche. »Ich beeile mich.«

»Warte.« Daniel öffnete auch seine Tür. »Ich komme mit.«

»Da ist keiner ...«

»Es ist gruselig, Kris.« Er sah mich mit diesem Blick an: Bitte widersprich jetzt nicht. Was ich dann auch nicht tat. Aber waren nicht alle Rastplätze mitten in der Pampa irgendwie gruselig?

Genau in dem Moment ertönte ein Klingelton im Auto, und Daniels Aufmerksamkeit galt nicht mehr mir. Gut. Denn schon bei der allerersten fröhlichen Note hatte ich die Schultern fast bis zu den Ohren hochgezogen.

»Green Acres.«

Daniel hielt den Titelsong dieser alten Fernsehserie für witzig, aber ich könnte wetten, dass seine Mutter den Vergleich mit der aristokratischen und anmaßenden Eva Gabor weniger amüsant fände, wenn sie davon wüsste. Selbst wenn es tatsächlich passend war.

»Hast du ihr nicht gesagt, wir würden uns bei ihr melden, kurz bevor wir ankommen?« Mein Tonfall war zu spitz, was ich sofort bedauerte, aber Daniel war zu sehr darin vertieft, das Handy in seinem Schoß mit gerunzelter Stirn zu betrachten.

»Merkwürdig«, murmelte er.

Ich kannte diesen auf einen Punkt konzentrierten Blick von der gemeinsamen Zeit im OP, also küsste ich ihn kurz auf die Wange und öffnete rasch die Tür. »Bin gleich wieder da.«

'tschuldige, formte er lautlos mit den Lippen, nahm den Anruf jedoch bereits entgegen. Ich sagte nichts und sah mich auch nicht um. Es würde nicht das letzte Mal während dieses langen Wochenendes sein, dass Imogene Hawthorne versuchen würde, die Aufmerksamkeit ihres Sohnes absichtlich von mir abzulenken.

2

Nicht schon wieder

Sobald ich die Autotür zuknalle, stürzt sich die Hitze auf mich, und damit ich dem Drang nicht nachgebe, mich einfach wieder ins Auto zu setzen, laufe ich rasch los. Meine Schritte lassen einen Haufen krächzender, tintenschwarzer Krähen auffliegen, als ich über die zugeteerten Schlaglöcher und Risse des Parkplatzes eile, die sich wie schwarze Venen unter meinen Füßen schlängeln.

Doch kurz vor dem Eingang zur Damentoilette werden meine Schritte langsamer, und obwohl mir die hochstehende Wüstensonne mit all ihrer Kraft auf Kopf und Schultern herunterbrennt, bleibe ich stehen und schaue auf die andere Seite der Betonmauer, ehe ich eintrete. Übler Gestank nach Toilette erfüllt die Luft. Meine Handflächen sind feucht, aber das hat nichts mit dem Geruch oder der Hitze zu tun. Daniel ist

der Ansicht, dass ich übertrieben heftig auf dunkle, abgeschlossene Räume reagiere, und vermutlich hat er recht. Aber er war ja auch noch nie in einem solchen eingesperrt.

Nur selten bin ich so zögerlich. Eine Operationstechnische Assistentin kann sich das nicht erlauben. Tatsächlich erwähnte Daniel einmal, ich könne allein mit einem Taschenmesser und einem Strohhalm ein Menschenleben retten. Das war kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten, als ich ihm vielleicht zum zweiten oder dritten Mal bei einer seiner OPs assistierte, und obwohl ich erschöpft war und meine Hände noch immer in blutverschmierten Handschuhen steckten, strahlte ich. Es war das schönste Kompliment, das man mir je gemacht hatte, und ich kann ganz ohne Einbildung sagen, dass es auch absolut zutreffend ist.

Allerdings war es mir auch wichtig, in einer Stadt mit so vielen Lichtquellen zu leben, dass sie vom Weltall aus zu sehen ist. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt und schlafe noch immer mit einem Nachtlicht. Ich kann eine gequetschte Luftrohre innerhalb von Sekunden intubieren, kann mir aber keinen stinknormalen Horrorfilm ansehen. Dieses ganze Herumtasten im Dunkeln, Herumstolpern durch mondlose Wälder, Übernachten in irgendwelchen verfallenen Hütten neben modrigen Seen. Geht's noch?

Nein. Ich bin kein Fan von Dunkelheit.

Ich halte die Luft an und betrete diese staubige Gruft. Wenigstens reicht das Licht gerade so aus, um etwas zu erkennen, und als meine Augen sich endlich an die Dunkelheit gewöhnt haben, zeichnet sich ein schäbiges Waschbecken ab. Ein einziger, nach außen gerichteter Belüftungskasten ist in der Wand über dem Waschbecken eingelassen, das meiste Licht dringt jedoch durch die Tür herein, in der ich gerade

stehe, und der Raum erstreckt sich entlang einer Linie von vier unscheinbaren Metallverschlagen. Die einzigen Geräusche kommen von hinten; die Autos, die auf dem entfernten Highway entlangfahren, und die Krähen, die ihr rauhes Herumtippeln draußen wieder aufgenommen haben. Daniel muss noch immer im Auto mit seiner Mutter telefonieren. Ich bin allein.

Ich spüre, wie meine Körpertemperatur in die Höhe schnellte, als ich ganz eintrete. Langsam gehe ich weiter, stoße jede der dünnwandigen Türen auf, vergewissere mich, dass alle Toiletten leer sind. Ich will nichts überstürzen, achte nicht auf den Geruch von menschlichen Exkrementen, der sich wie eine würgende Hand um mich legt. Ebenso versuche ich, das Gefühl zu verdrängen, die Wände würden um mich herum näher rücken, was mir allerdings nicht so gut gelingt, und nachdem ich mich hinter der letzten Tür eingeschlossen habe, stoße ich einen Seufzer aus und öffne meine Tasche. Dann starre ich einfach nur hinein.

Ein filigranes weißes Ensemble liegt zusammengefaltet auf Leinenshorts mit einem Gürtel und leichten Ballerinas. Daniel hat mich wieder einmal mit einem Geschenk überrascht. Außerdem hat er ein Outfit eingepackt, das weniger für die Fahrt als vielmehr für die Ankunft gewählt ist. Seufzend lasse ich den cremefarbenen Kaschmir durch die Finger gleiten. Das Ensemble ist wunderschön, ich bin dankbar, aber ich werde die nächsten drei Stunden kerzengerade dasitzen müssen, damit die Shorts nicht zu sehr zerknittern.

Ich stelle mir vor, wie Imogene sagt: *Anstrengende Fahrt, meine Liebe?*, und ihr Gesichtsausdruck dabei nur aufgesetzte Höflichkeit ausstrahlt. Das heißt, alles, bis auf ihre chirurgisch wohlgeformte Nase. Die wird sich in pikiertem Entset-

zen kräuseln. Sie sieht mich immer an wie etwas, das unvermutet an Daniels Schuhsohle kleben geblieben ist.

Ich verdränge den Gedanken an Imogene, ähnlich wie in dem Moment, als Daniels Handy klingelte, aber dieses Mal stelle ich mir vor, dass ich ihr Bild zerknülle und einen Drei-Punkte-Korb werfe. Ich werfe, treffe, und als ich mir die kaffegetränkte OP-Kleidung über den Kopf ziehe, habe ich fast ein Lächeln auf den Lippen. Dann greife ich zum Kaschmirpulli, und mir wird klar, dass er mehr kostet als alles, was ich mir selbst je kaufen würde. Daraufhin erwacht die Stimme meiner Mutter zum Leben.

Soso, Miss Möchtegern. Trägt die Nase hoch und hat teure Klamotten an. Hältst dich jetzt wohl für was Besseres, nich' wahr, Püppchen?

»Zumindest für so gut, um zu wissen, dass ich nichts Schlechtes verdient habe«, sage ich laut, weil sich diese altbekannte Stimme nicht allein durch einen mentalen Drei-Punkte-Wurf verjagen lässt. Ich streife die Sneaker ab, schiebe die OP-Hose nach unten und entspanne mich kurz in der sich einstellenden Stille.

In dem Moment dröhnt ein Schritt über den Betonboden. Nur in BH und Höschen bekleidet, starre ich auf die geschlossene Toilettentür, als hätte ich einen Röntgenblick. Wie ein Reh verharre ich so lange in dieser sich ausdehnenden Stille, dass ich schon glaube, ich hätte mir das Geräusch nur eingebildet.

»Daniel?« Meine Ohren sind gespitzt. Fast vergesse ich zu atmen.

Nichts. Ich blicke auf, doch kein Gesicht grinst von der kahlen Wand zu mir herunter, die meine Toilettenkabine von der Kabine nebenan trennt. Obwohl meine Toilette doppelt so

lang ist wie die anderen, sehe ich kaum etwas vom Gang, der zum Eingang führt. Also schiebe ich die verschmutzten OP-Klamotten mit dem Fuß zur Seite und ziehe die Shorts an. Meine Hände zittern leicht. Dieser Beinahe-Unfall auf der Straße hatte mich anscheinend mehr aufgewühlt, als ich mir eingestehen wollte.

»Bescheuert«, murmele ich und schlüpfte entschlossen in die idiotischen Leopard-Ballerinas.

Der zweite Schritt ertönt wie ein Hammerschlag.

Mein Blick schnellt zur abgeschlossenen Toilettentür, und meine Fersen pressen sich an die raue Wand hinter mir. War noch ein weiteres Auto hergefahren? Ich hatte keines gehört, aber ich hatte auch nicht darauf geachtet.

Jetzt achte ich darauf.

»Hallo?«

Dann hallt ein weiterer Schritt über den Betonboden, dieses Mal gefolgt von einer sich ausdehnenden Sekunde, und mein Mund wird trocken. Die Absätze, die durch diesen luftleeren Raum donnern, sind zu schwer, um von einer Frau zu stammen, und Daniel trägt, genau wie ich, Schuhe mit Gummisohlen.

Der nächste Schritt hallt dumpf von der Mitte des Raumes wider, und mein Herz pocht wie wild. Noch immer bin ich halbnackt, halte das filigrane Pulli-Ensemble an die Brust gepresst, als wäre der Kaschmir ein Kettenhemd. Ich stehe so aufrecht mit dem Rücken an der Wand da, dass mein ganzes Gewicht ausschließlich auf den Zehenspitzen ruht. Das sind nur Schritte, versuche ich mir einzureden, doch jeder Schritt ist ganz präzise, gleich einer gezückten Waffe, und mein Instinkt – meine Erfahrung – sagt mir, dass diese Schritte ein *Ziel* verfolgen.

Ich schiebe mich in die Ecke, achte nicht darauf, dass mir der rauhe Beton dabei den Rücken zerkratzt. Ich will nach Daniel rufen, aber meine Kehle fühlt sich mit einem Mal ganz trocken an, als wäre mir meine Stimme abhandengekommen. Und was wäre, wenn er herbeigeeilt käme? Mein Verlobter ist ein brillanter Chirurg, ein lieber Mann und umsichtiger Liebhaber – aber ganz ehrlich, er ist kein Kämpfer.

Das aggressive Marschieren setzt sich fort, und mit jedem donnernden Schritt zucke ich zusammen. Obwohl er bereits schmerzt, bekomme ich meinen zusammengepressten Kiefer nicht auseinander. Ich kann mich nicht einmal bewegen. Ich kann mich nur in diese dreckige Ecke verkriechen und denken: *Nicht schon wieder.*

Die Toilettentür neben mir öffnet sich mit einem langgezogenen, langsamen Quietschen, das mir einen eiskalten Schauer über den Rücken jagt. Gleich darauf wird ein einzelner brauner Arbeitsschuh vor meiner Tür sichtbar. Wie die Nadel eines Kompasses zeigt er auf mich, und als ich mich nach unten beuge, erspähe ich eine dunkelblaue Arbeitshose darüber. Dann stellt sich der zweite Schuh daneben.

Nicht Daniels Schuhe.

Vom Starren brennen meine Augen, und etwas steigt in meiner Kehle auf, doch noch bevor es ertönen kann, durchschneidet ein neues Geräusch die Stille. Es fängt langsam an, ein Reiben, Metall auf Metall, vom oberen Ende meiner Toilettentür bis ganz nach unten. Ich zucke zusammen, als eine Klinge durch den Türschlitz gestoßen wird, die ganzen fünfzehn Zentimeter bis zum Griff. Die Klinge bewegt sich hin und her, klappert gegen das minderwertige Schloss, die Tür wackelt in ihren Angeln, und das Ding in meiner Kehle löst sich endlich.

Der Schrei steigt mit derart durchdringendem Horror in mir auf, dass die näher rückenden Wände durch die Wucht scheinbar zurückweichen. Selbst das Messer zögert daraufhin.

Aber ich nicht.

Ich stürze nach vorn, ziehe mir einen Turnschuh über die Faust und drehe mich dann, damit ich von der Seite auf das Messer einschlagen kann. Dieser Bewegung wohnt nicht die geringste Anmut inne, doch sie bringt mir ein überraschtes Grunzen von der anderen Türseite ein. Klappernd fällt die Klinge auf den Boden, genau zwischen mich und diese braunen Stiefel.

Nicht schon wieder.

Ich trete mit einem meiner teuren Ballerina-Schuhe auf das Messer und will meinen Fuß gerade zurückziehen, als der dicke Stiefelabsatz mit Wucht auf meine Zehen trifft. Der Schmerz, der sich durch meine winzigen Knochen zieht, beraubt mich eines weiteren Schreis, und meine Augen füllen sich mit Tränen, während ich nach hinten stolpere. Mit verschwommenem Blick sehe ich, wie das Messer in einer schwarz behandschuhten Hand verschwindet.

Wieder stürze ich zur Tür, schlage mit meinem Turnschuh auf die Öffnung und schreie so laut, dass Daniel mich bestimmt im Auto hören kann. Dass man mich bis zum verfluchten Highway hören kann: »Lassen Sie mich in Ruhe! Verschwinden Sie, verdammt noch mal! Hauen Sie ab!«

Die Stiefel bewegen sich – ein Rückzug! –, und ich schnappe nach Luft, schreie dann aber noch lauter, als kurz darauf ein einziges Wort ertönt.

»Nein.«

Die Stahltür knallt auf meine Nase, die mit markerschütterndem Knacksen bricht. Ich spüre einen warmen Schauer auf

meinem Gesicht, doch noch ehe ich die Hand heben kann, trifft mich die Tür erneut, härter, schlägt meinen Schädel gegen die Wand. Es ist, als würde ein einzelner gelber Stern aufleuchten, meine Gliedmaßen kribbeln, und der ganze Raum dreht sich. Ich spüre nicht, wie ich stürze, wohl aber den Betonboden unter mir. Er ist überraschend kalt.

Ich denke, *Abby*.

Ich höre, *Krist-i-ine*.

O Gott, o Gott. Es ist der Kohlenmann, zurückgekehrt von den Toten ... dieses Mal bekommt er mich.

Ja, genau. Ich komme dich holen, Kristine. Ich bin ganz nah. Ich bin schon ...

Der gelbe Stern leuchtet so stark auf, als hätte die Wüstensonne ein Loch ins Dach gebrannt. Mit einem Mal wird alles wieder schwarz, und ich verdrehe die Augen. Ich glaube, das Kichern meiner Mutter zu hören. Dann verschwindet die ganze Welt.

3

Ein Riesenschritt nach hinten

Ich habe den miefigen Toilettengestank in der Nase, als ich mich kerzengerade aufrichte. Ich will einatmen, würgen aber stattdessen an Schleim und Blut, und in meinem Schädel hämmert es heftig. Auch mein Fuß pocht, doch ich ignoriere die Schmerzen, ziehe die Beine an und mache mich so klein wie möglich, bevor ich meine empfindliche Nase abtaste. Danach ist meine Hand ganz blutig.

Mit einem nicht gerade eleganten Würgen spucke ich den Schleim aus, stütze mich zum Aufstehen an der Wand ab, wobei der Beton wieder an meinem nackten Rücken schabt und eine Kakerlake in der Toilette mir gegenüber verschwindet.

Weit weg, in einer anderen Welt, fahren Autos über die I-15.
Wo, verdammt noch mal, ist Daniel?

Wo, verdammt noch mal, ist *er*?

Ich hebe das Kaschmir-Ensemble vom Boden auf und zerze es mir über den Kopf, wodurch sich der Raum erneut dreht. Galle steigt in meiner Kehle auf, als ich schließlich die restliche Kleidung in meiner Tasche verstaue, alles, bis auf mein beflecktes Oberteil. Damit stille ich die Blutung meiner Nase, und beim Einatmen riecht es ein wenig nach Kaffee. Dann spähe ich um die halb geöffnete Tür, die jetzt mit meinem Blut verspritzt ist.

Die drei anderen Toilettentüren stehen leicht offen, aber das hat nichts zu bedeuten. Hinter jeder könnte sich noch immer ein ausgewachsener Mann mit einem Messer verstecken. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich trotz meiner Benommenheit an den drei Türen vorbeirennen könnte, doch der Ausgang vor mir erstrahlt in gleißendem Licht und droht mich zu blenden, sobald ich aus dem dämmrigen Raum flüchte.

Was, wenn mein Angreifer draußen wartet, gleich hinter der Türöffnung? Was, wenn er nicht allein ist?

Was, wenn ich es bin?

»Daniel.« Ich will nach ihm rufen, aber meine Stimme ist nur noch ein Flüstern. Doch der Gedanke an Daniel, der ahnungslos im Auto SMS schreibt, im Radio Jazz hört oder noch immer mit seiner Mutter telefoniert, treibt mich schlussendlich voran. Ich weiß nicht, wie lange ich bewusstlos war,

vermutlich ist der Angriff jedoch so schnell abgelaufen, dass Daniel keine Zeit hatte, sich Sorgen zu machen – noch nicht. Ich zucke zusammen, als das langgezogene Quietschen der Tür ankündigt, dass ich aus der Kabine herauskomme, schiebe mich seitlich, den Rücken an der Wand, weiter, vorbei an der ersten, dann an allen Toilettentüren. Angespannt gehe ich auf den Spalt blendenden Lichts zu, jeder Schritt ein Kampf gegen den Drang, den Rückzug anzutreten, mich zu ducken ... mich einfach ganz klein auf dem Boden zusammenzurollen. Doch schon kurz darauf stehe ich direkt gegenüber dem rostigen Waschbecken, nur wenige Zentimeter vom offenen Eingang entfernt, und stelle fest, dass ich nach draußen sehen kann. Im trüben Spiegel taucht der Eingang auf, eine unerwartet glückliche Fügung.

Ich suche im Spiegel alles nach einer Bewegung ab, sehe aber nur wuchtige Kakteen, die auf dem sandfarbenen Stück Land vor sich hin darben. Langsam taste ich mich weiter vor, Blut rauscht in meinen Ohren und klebt in meiner Kehle. Zwei absterbende Palmen werden sichtbar. Sie sind groß, aber dünn, unmöglich, sich dahinter zu verbergen. Wenn ich mehr sehen will, muss ich nach draußen gehen.

Wenn ich Daniel sehen will.

Mein Herz hämmert, als ich durch die Öffnung flitze, halb erwarte ich, von einer behandschuhten Hand an den Haaren nach hinten gerissen zu werden, also brülle ich, bis ich zu dem ebenen Stück zwischen den beiden dahinvegetierenden Palmen gelange. Ich atme so flach, dass ich vor lauter Angst das Bewusstsein verlieren könnte.

Und wie bescheuert wäre das nach allem, was gerade eben passiert ist?

Meine Füße wirbeln Staub auf, mein Kopf dröhnt nach wie

vor im blendenden Licht. Der Transporter hinter dem Müllcontainer steht noch immer dreckverspritzt und unangetastet da. Die daran anschließende Wüste ist eingezäunt, Regierungsland, das sich über viele Meilen erstreckt, und noch immer sind keine weiteren Autos auf den Parkplatz gekommen. Nirgendwo Gestrüpp, hinter dem man sich verstecken könnte. Nichts bewegt sich.

Den Blick auf das Toilettenhäuschen gerichtet, humple ich zu Daniels BMW. Ich versuche, auch ihn im Blick zu behalten, doch die Sonne verwandelt die Windschutzscheibe in einen blendenden Balken, also kann ich nicht erkennen, ob Daniel mein wildes Winken sieht oder nicht. Was ist mit meiner blutigen Nase? Verdammt, was ist mit meiner Angst?

Denn die wallt gerade erneut auf, wie ich feststelle. Immerhin wedele ich wild mit den Armen durch die Luft. Auf einmal wollen meine Beine mir nicht mehr gehorchen und weiter Richtung Auto gehen.

Daniel sieht mich nämlich immer, *immer*.

»Daniel!« Meine Kehle brennt bei diesem Schrei, aber mein flacher Atem lässt nicht mehr als ein verzweifertes Hauchen zu. Ich bin ein Gummiband, das gespannt wird, Panik hält mich zurück, obwohl ich mich zwingen, weiterzugehen. Ich nehme kaum noch Geräusche wahr, die lärmenden Krähen und der Verkehr auf der Interstate verlagern sich ins Nichtvorhandensein, und ich kann noch nicht einmal mehr einatmen. Es gibt nur noch diese eine Sache auf der Welt, und das ist das Weiß, das mir von der Motorhaube des BMWs im Sonnenlicht entgegenstrahlt.

»Daniel!« Erneut schreie ich.

Dann – wie mit einem Fingerschnippen – bin ich wieder zurück, stehe keuchend und mit Schmerzen in Fuß, Kopf und

Nase an der Fahrertür. Meine Tasche fällt auf den schwarzgeäderten Asphalt, ich schirme die Augen mit beiden Händen ab und spähe ins Innere.

Das Auto ist leer.

* * *

Mein Herz pocht wie wild, als ich die Fahrertür aufreiße. Unverschlossen. Unbeaufsichtigt. »Daniel ...?!«

Ich wirbele herum, stütze mich auf der offen stehenden Tür und der Motorhaube ab, blicke zum gedrungenen braunen Gebäude. Damen- und Herrentoilette schließen aneinander an, die beiden dunklen Innenräume zwei schwarze unbewegte Augen. »Daniel!«

Ein Geräusch ertönt in der ausgedörrten Stille. Es ist ein Klingelton, auf den eigentlich eine Lachsalve folgen sollte. »Green Acres.«

Ich entdecke es auf dem weißen Leder des Fahrersitzes, angelehnt an die Lehne. Daniels Handy.

Da die Welt sich weiterdreht, da dieses Handy stets meine Verbindung zu Daniel darstellte, wann immer er nicht bei mir war, und da es das Einzige ist, das mir in den Sinn kommt, gehe ich ran.

Genauso fröhlich wie der Klingelton trällert mir dann Imogene Hawthornes Stimme ins Ohr. »Liebling, bist du es?«

»N-Nein, Mrs. Hawthorne. Ich bin's, Kristine.«

Schweigen macht sich in der Leitung breit, ehe sich ihr Tonfall noch eine Spur höher schraubt. »Kristine! Liebes, wie schön, dich zu hören! Und ich hab dir doch gesagt, nenn mich bitte Imogene.«

Darauf kann ich nicht einmal antworten. Der Geruch von

Kaffee und Blut erfüllt meine angeschwollene Nase, und ich starre zu einer der vom Kampf gezeichneten Krähen. Der Vogel sieht aus wie ein gefiedertes Stück Kohle, wie er so herumhüpft und in der Mittagsglut mit offenem Schnabel atmet. Er beobachtet mich ebenfalls, als würde er sich fragen, was ich gleich tun werde.

Und, was werde ich tun?

»Ein paar alte Freunde sind gerade spontan bei mir vorbeigekommen. Wir trinken Mint Juleps auf der Terrasse an der Nordseite, und ich dachte, Daniel möchte vielleicht kurz hallo sagen.«

Ich suche nach einer Antwort, aber was sind die richtigen Worte, wenn man kurz zuvor in einer verlassenen Vergewaltigungsfalle festsaß und angegriffen wurde, nur um dann aufzutauchen und festzustellen, dass der Verlobte verschwunden ist?

»Nein, nein, sie sind unterwegs ...« Imogenes Stimme klingt gedämpft. Mit ihrem minzig frischen Atem beruhigt sie ihre langjährigen Freunde. Sie betont jedes Wort, als wäre sie eine Schauspielerin in einem Theaterstück. An mich gerichtet, sagt sie unverbindlich: »Zu dieser Tageszeit ist es einfach herrlich. Daniel und du solltet wirklich schon hier sein.«

Ich starre zum offenen Schlund der Männertoilette und denke, wir beide sollten wirklich *hier* sein.

Er kann nicht in der Damentoilette sein. Von da komme ich ja gerade erst und hatte seitdem die ganze Wüste im Blick, ringsum. Das Einzige, was sich hier bewegt, sind die Fahrzeuge auf dem Highway hinter mir ... außerdem hätte Daniel auf meine Schreie reagiert, hätte er sie gehört, da bin ich mir sicher. Er wäre angerannt gekommen. Wenn er gekonnt hätte.

»Kristine?«

»Entschuldige.« Ich wische mir den Schweiß von der Stirn, schirme die Augen mit einer Hand ab und schaue weiterhin unverwandt zur Herrentoilette. Meine Nase blutet nicht mehr, doch die frische Teerdecke brennt durch die Sohlen meiner Ballerinas, und meine Unterarme sind schon richtig klebrig. Plötzlich denke ich: *Mein neues Kaschmir-Ensemble wird ja ganz dreckig.*

»Du klingst unkonzentriert.« Imogene ist sauer auf mich, wie üblich.

Noch immer starre ich unentwegt zur Herrentoilette.

»Kristine?«

»Wir stecken hier gerade in ... in ...«

In etwas Schrecklichem fest. In etwas Teuflischem.

»Ihr steckt im Verkehr fest?«

»Ja.« Ermutigt durch meine Reglosigkeit, ist die große Krähe etwas näher gekommen und jetzt nur noch wenige Schritte entfernt. Bei meinem Geflüster dreht sie den Kopf. »Ich meine, nein. Abgesehen davon, dass ...«

... ich am ersten Rastplatz nach Vegas bin. Dass ein Mann mich gerade auf der Toilette angegriffen hat. Dass er jetzt verschwunden ist, dass aber auch Daniel verschwunden ist und man sich nirgendwo verstecken kann, abgesehen ...

»Abgesehen wovon?«, drängt Imogene, noch immer angespannt, noch immer mit tönender Stimme, noch immer dabei, ihre Rolle zu spielen.

Abgesehen davon, dass das Handy in meiner Hand piepst, der Dreiklang einer eintreffenden SMS, und ich schaue aufs Display. Daniel hat sein Handy so eingestellt, dass die Nachrichten direkt auf dem Bildschirm angezeigt werden – bei einem Unfallchirurgen zählt jede Sekunde –, und so kommt es,

dass mir in der Absenderbox mein eigener Name entgegenleuchtet: KRISTINE RUSH.
Und der Inhalt der SMS?

Verabschiede dich.
Jetzt.
Oder er stirbt.

* * *

Fieberhaft durchwühle ich die Mittelkonsole des Autos, denn dort müsste mein Handy sein. Das Armaturenbrett ist leer, mein Plastikbecher liegt mutterseelenallein im Fußraum, und die Kaffeeflecken auf dem Beifahrersitz sind schon fast getrocknet. Kein Handy. Doch Daniel hat noch etwas anderes zurückgelassen, und als ich es sehe, presse ich eine Hand auf den Bauch. Meine zweite Hand will sich auf meinen Mund pressen, denn mir wird schon wieder schlecht. Kurz bevor es dazu kommt, dass ich mich würgend übergebe, sehe ich den Schlüsselbund im Zündschloss, der durch meine ruckartigen Bewegungen zu baumeln angefangen hat.

Ich hatte Imogene abgewimmelt, ihr gesagt, das Krankenhaus rufe wegen eines Notfalls an, während ich gleichzeitig den Rücksitz nach Daniels Reisetasche absuchte – verschwunden! –, doch jetzt wünsche ich, sie wäre noch immer am Telefon. Es würde mir helfen, eine Verbindung zur Welt da draußen zu haben, der einen, deren Teil ich vor zehn Minuten noch war, der einen, die noch Sinn ergab. Ich will jemanden bei mir haben, und sei es eine Frau, die mich kaum toleriert. Doch stattdessen bin ich allein.

Abgesehen davon, dass ich das gar nicht bin.

Auf die Tür gestützt, ziehe ich mich nach oben und starre zu dem gedrungenen braunen Gebäude, während die Sonne mein Gehirn brät. Dieses Mal gilt meine Aufmerksamkeit den fünf langen Latten, die entlang der Dachlinie des Toilettenhäuschens verlaufen. Davon ausgehend, dass die Herrentoilette gleichartig konzipiert wurde wie die Damentoilette, könnte jemand auf dem Edelstahlwaschbecken stehen, durch die Belüftungslamellen spähen, den gesamten Parkplatz überblicken und dennoch verborgen bleiben.

Wie aufgescheucht durch diese Überlegung, ertönt der Dreiklang wieder.

Fahr.

Ein einfaches, vertrautes Wort ... das keinen Sinn ergibt. Mein Blick schweift über den leeren Parkplatz, dann zurück zur Interstate. Warum bleibt keiner stehen? Warum hilft mir keiner? Wer wird Daniel helfen?

Noch einmal erklingt der fröhliche Dreiklang in der Hitze.

Ich sagte, FAHR.

Vom Boden der Mojave-Wüste erhebt sich eine heiße Staubwolke und wirbelt um meine Füße herum. Autos fahren hinter mir über die Interstate, doch ich rühre mich nicht. Daniel ist hier, ich kann ihn nicht zurücklassen. Er würde mich bestimmt nicht zurücklassen. Doch ich kann mich auch nicht dazu überwinden, noch einmal zu diesem Gebäude zurückzugehen.

Wieder ein Dreiklang.

Fahr jetzt. FAHR. Oder muss ich dir erst Beine machen.

Die Worte sind wie ein harter Schlag, der mich gewissermaßen in eine völlig neue Richtung, zum Horizont eines feindlichen, neuen Landes starren lässt, das ich nicht wiedererkenne. Ich mache einen zögerlichen Schritt auf das Gebäude zu, versuche, mich dazu durchzuringen, schließlich ist es nicht ungefährlich – das nicht –, doch wenigstens ist es mir nicht völlig unbekannt. Dann noch einen Schritt.

Wieder ein Dreiklang.

OK.

Ganz wie du willst.

Im Inneren des Gebäudes brüllt Daniel los.

Der qualvolle Schrei weht in einer einzigen aufbauscheidenden Woge von den Lüftungsschlitzen herüber und verursacht mir trotz der prallen Sonne eine Gänsehaut. Ich erstarre, der Schrei verebbt in einer Reihe abgehackerter, spitzer Laute – *o Gott, o Gott*, was, um alles in der Welt, verursacht einen solchen Laut? –, schließlich folgt eine wohltuende Stille. Dann schallt unvermutet ein weiterer markerschütternder Schrei herüber.

Ich mache einen Riesenschritt nach hinten.

Die Schreie verstummen.

Das Telefon in meiner Hand kündigt eine neue Nachricht an.

Gut. Und keine Polizei.

»Daniell!«, rufe ich, keine fünf Sekunden später wieder ein paar Dreiklänge.

Halt die Klappe und fahr. Oder er stirbt.
Fahr endlich los, oder er stirbt.
Keine Polizei, oder er stirbt.
Ich beobachte dich. Glaub mir. Oder ...

Ich weiß. Oder er stirbt.

Los jetzt. Fahr.

Ich drehe mich um, wimmere, als ich die Autotür mit der Hüfte aufdrücke. Gefolgt von einem langgezogenen, leisen Stöhnen, schiebe ich mich ungeschickt auf den Sitz. *Fahr*, denke ich, greife nach den Schlüsseln. Dann werden seine Schmerzen aufhören. Fahr wie angewiesen, und Daniel geschieht nichts.

Ich bin schweißnass und zittere, meine Hand rutscht beim Anlassen dreimal vom Zündschloss ab. Bei jedem Herumtasten erwarte ich, einen weiteren gequälten, wenngleich gedämpften Schrei durchs Auto dringen zu hören, doch schließlich bläst mir kalte Luft aus dem Gebläse entgegen, und aus den Lautsprechern erklingt schwermütiger Zwanziger-Jahre-Jazz. Daniels Lieblingsmusik. Bestimmt hat er das gehört, während er auf mich wartete. Ich stelle die Musik leiser, bis man sie kaum noch hört, lege einen Gang ein und drücke das Gaspedal durch.

Selbstekel krampft meinen Magen zusammen, als ich vom Parkplatz fahre.

»Daniel ...«, sage ich ein letztes Mal, doch sein Name entzieht sich mir, genau wie der braune Betonklotz, bis beide weit hinter mir im Rückspiegel zurückbleiben.